

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 20 (1968)

Artikel: Handwerk und Gewerbe
Autor: Deuber, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585544>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich ha en groosse Verdocht uf min Lehrer mit haamtraat. De Vatter hät dänn bim Zmittag verzellt, s Verhööramt häi s scho ussproocht, worom da s Hüüsli aacho säi. Me häi häissi Äsche, wo s no Gluete drin gha häi, in e Holzchischte gläärt. So häis aagfange bränne.

Ich ha s zweor besser gwüsst weder s Verhööramt. Aber ich hett min Lehrer nie verroote. Ich ha-n-en doch vil z gäärn ghaa.

Otto Uehlinger

Handwerk und Gewerbe

Das Handwerk ist wohl fast so alt wie die Menschheit selbst. Die wenigen Dinge, die unsere Urbewohner im Kesslerloch in ihrem Kampf ums Dasein an Geräten, Waffen und Kleidern benötigten, «bastelten» sie selber. Besass einer geschicktere Hände als die andern, so wurde ihm die Herstellung überlassen, und schon ergab sich, wie von selbst, eine erste Arbeitsteilung. Neue Materialien schufen neue Möglichkeiten, die wieder nach «Spezialisten» riefen.

Wir freuen uns, dass in unserm Städtchen einige leistungsfähige Industrien, so die *EMAG/Eriemann AG*, Fabrik für neuzeitliche Betriebs- und Lagereinrichtungen in Metall und Plastik, die *Scherrer AG*, Zentralheizungen, die *Schweiz. Steinzeugfabrik AG* und die *Hidrostal AG*, Spezialfirma in Pumpenbau für Klär- anlagen und Fischtransporte, sowie eine stattliche Anzahl Gewerbetreibende und Handwerker verschiedenster Art, von den Bau-, Möbel-, Kunst- und Modellschreinereien, der Kisten- und Harassefabrikation, vom Maschinenbau, der Boden- ledegerberei bis zu den mannigfachen Berufsgattungen des Bau- und Gastgewerbes, daheim sind.

Ein Adressbuch, das 1865 erschien und einen Herrn H. Hintermeister zum Verfasser hatte, enthält eine Bestandesaufnahme der früheren Neunkircher Handwerker. Von den 69 genannten Berufen und Betrieben wollen wir diejenigen nennen, die heute verschwunden sind. Vor 100 Jahren gab es in Neunkirch: 2 Bierbrauer, 2 Blattmacher, 2 Bürstenmacher, 1 Dezimalwaagenfabrikant, 2 Gabel- und Rechenmacher, 2 Feldmesser (Geometer), 2 Hutmacher, 1 Kammacher, 3 Küfer, 5 Leinenweber, 2 Müller, 2 Schlosser (mit eigenem Geschäft), 1 Seiler, 1 Strumpfweber, 2 Uhrenmacher, 2 Ziegler, ferner 1 Agentur für Auswanderung, 1 Buchdruckerei, 2 Färbereien, 1 Hanfreibe, 1 Kochherd- und Ofenfabrik, 1 Oele, 1 Pflügefikation und 1 Tonwarenfabrik.

Manche dieser Berufe und ihre Inhaber sind in Vergessenheit geraten, und über den Ort und die Einrichtung ihrer bescheidenen Werkstatt wissen wir nicht

mehr viel. Dank freundlicher Mitteilungen von Neunkirchern, deren Väter oder Grossväter noch die einstigen Handwerke betrieben, konnte ich nachfolgend einiges festhalten.

Neunkircher Bier

Der edle Gerstensaft wurde früher in recht bescheidenen Anlagen in fast jeder grössern Landgemeinde gebraut. Neunkirch kannte einmal drei Bierbrauereien : Eine im «Schweizerbund», eine im «Falken» und wahrscheinlich eine dritte. Man kommt auf diese Vermutung, wenn man hört, dass Buben in die «mittlere», eben in den «Falken» geschickt wurden, um Bier zu holen. Damit bereitete die Mutter den Teig zu einem beliebten, besonders schmackhaften Neujahrskuchen. Die zur Bierherstellung nötige Gerste wurde von den ansässigen Bauern angepflanzt. Und der Hopfen? Die älteste Neunkircherin erzählt auf Befragen, wie sie als junges Mädchen für Bierbrauer Frauenfelder im «Schweizerbund» im Taglohn Hopfen gepflückt habe. Eine Hopfenpflanzung fand sich zwischen «Schweizerbund» und Bahnlinie, eine zweite oben im «Gässli». Den Brauereivorgang hier zu schildern, würde zu weit führen. Die Neunkircher kannten dessen Ablauf wohl, und wenn der damalige Ortsarzt, Dr. Emil Rahm, gegen Heiserkeit und Halsschmerzen Warmbier verordnete, kannte der letzte Neunkircher Zeit und Stunde und den Zugang zu jenem Raum, wo die anerkannt wirksame, kaum mit dem Tropfenzähler gemessene Medizin direkt ab Braukessel erhältlich war !

Ein anregendes und für die Buben aufregendes Geschäft bildete stets die Eisgewinnung im flachen Eisweiher an der Hallauerstrasse. Auf einer aus Stangen und Brettern bestehenden Rutschbahn wurde das mit einer Säge in rechteckige Platten geschnittene Eis auf Wagen geschoben und im Eiskeller unter der heutigen Milchzentrale eingelagert. Eine Schicht Sägemehl isolierte das begehrte Eis zur Sommerszeit.

Wer waren die letzten Bierbrauer? Neben dem bereits erwähnten Frauenfelder kannte ich noch deren zwei, die beiden Brüder Jakob und Heinrich Wildberger. Das Wanderbuch des Aeltern (1855—1935) bestätigt, dass er dem Gesetz von 1804 Genüge getan hat und drei Jahre in der Fremde weilte. Seine durch Einträge und Stempel ausgewiesenen Arbeitsplätze fand er in Basel, in Achern (Deutschland) und Sennheim im Elsass. Heinrich Wildberger (1861—1924) braute im «Falken» Bier, bis das Gebäude 1902 einer vorsätzlichen Brandstiftung zum Opfer fiel. Der Vertrauensmann der Bierbrauerei Falken in Schaffhausen, der kleine, zappelige Herr Hanhart mit dem geteilten Franz-Josephs-Bart, vermochte seinen Dienst- und Reiterkameraden zu bewegen, auf einen neuen Braubetrieb zu verzichten. Die durch die Feuersbrunst entstandene Lücke in der südlichsten Häuserreihe ermöglichte die Anlage einer durchgehenden Querstrasse. Sie führt

vom neuen Schulhaus unter dem Gemeindehaus durch bis zur Milchzentrale an der Grabenstrasse und teilt heute das Weichbild des Städtchens in ungefähr zwei gleich grosse Hälften.

In der Färberei

Trotzdem 2000 Jahre vor Chr. das Indigo den Chinesen bereits bekannt war, scheint doch die eigentliche Heimat des Färbens und Druckens Indien gewesen zu sein.

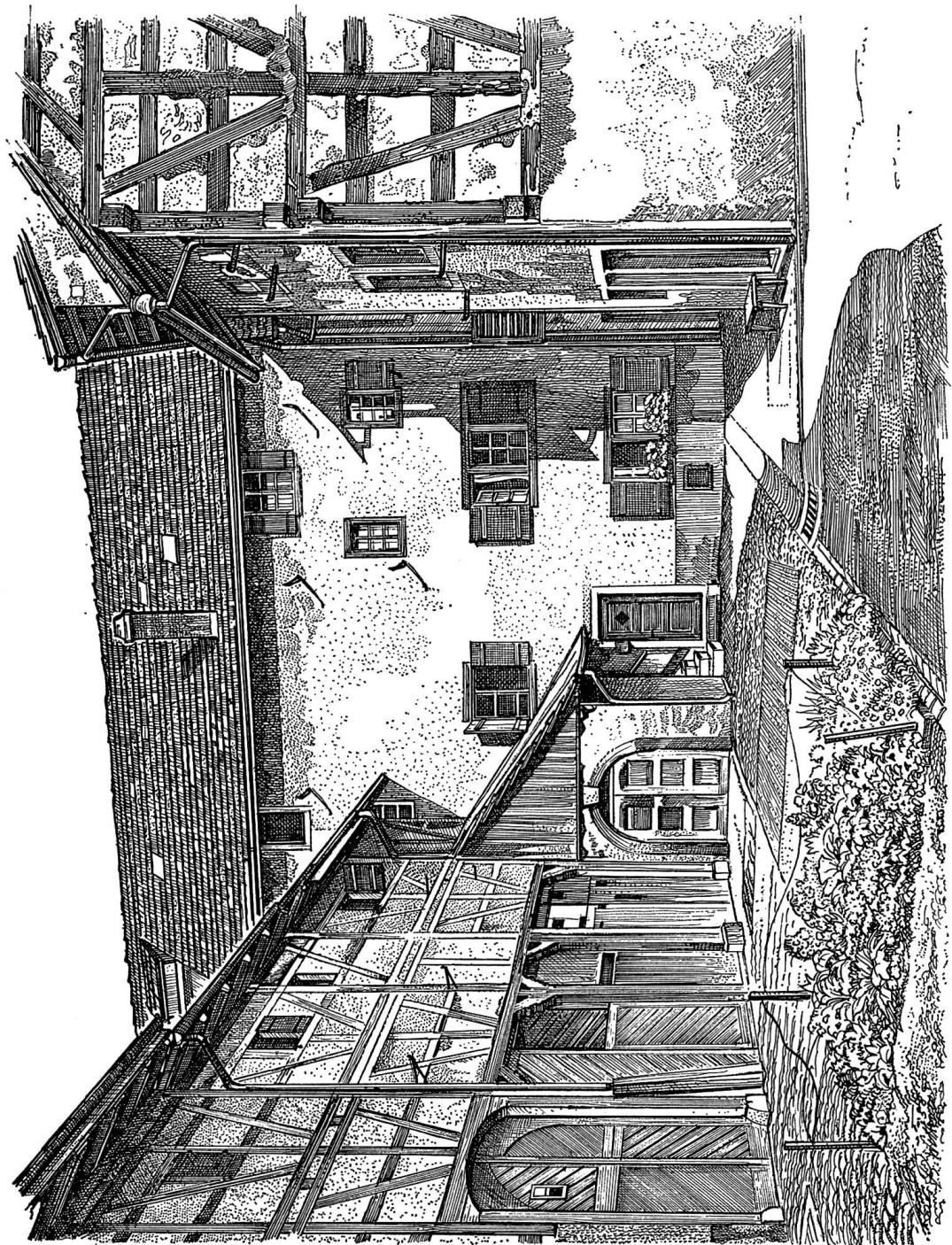
Indigo, Krapp und Türkischrot werden im Orient heute noch verwendet in der Wollfärberei für Teppiche. Das blaue Campècheholz, das Gelbholz aus Kuba und das brasilianische Rotholz lieferten nach der Entdeckung Amerikas neue Farben. Heute sind auch diese grösstenteils verdrängt durch die modernen, aus Teer gewonnenen Anilinfarben.

Das zum Färben bestimmte Leinen wurde gebleicht und zwar nach dem billigsten Naturverfahren: durch Wasser und Sonne. Eine betagte Neunkircher Bürgerin erzählte mir, wie sie vor Schulbeginn die Tuchrollen «auf der Bleiche», dem Grundstück westlich der Kinderschule, ausbreiten und an den eingeschlagenen kleinen Pflöcken festzubinden hatte. Der nahe «Gerbibrunnen» lieferte Wasser, und die Leinwand wurde täglich mehrmals gründlich durchnässt.

Fast jede grössere Ortschaft besass früher ihre eigene Färberei, so Beringen, Schleitheim, Hallau und Neunkirch. Im Städtchen befand sich ein älteres Unternehmen im Doppelhaus der Familien Eduard Schelling-Hug/Hermann Scherrer-Störi. Der Betrieb muss vor 1865 geschlossen worden sein, aber noch Jahre nachher gingen Briefe ein mit der Adresse «zur alten Farb».

Eine wesentlich grössere Färberei-Anlage wurde in das 1807 erstellte Haus an der Hallauerstrasse eingebaut, das bezeichnenderweise den Namen «Zur Farb» erhielt. (Siehe «Neunkircher Geschlechter», Joh. Hch. Schärrer.) Hier brachten die Bäuerinnen ihre Erzeugnisse: Ihr selbstgesponnenes Garn und ihr gefaltetes, selten gerolltes, Leinen. Was geschah damit in der «Farb»? Zuerst kam das von Natur aus steife, durch das Bleichen vielleicht etwas verzogene Tuch unter die «Mange». Das war ein tonnenschweres Ungetüm, ein an Laufschienen aufgehängter, mit Steinen gefüllter Holzkasten, der durch Göppelantrieb über mehrere Walzen gezogen, gehoben, zurückgeschoben und wieder über die Walzen geschleift wurde. So wurde das Tuch erstmals geglättet, egalisiert und weicher.

Der an die Südfront des Hauses anstossende kleine Bau war das «Farbhaus». In weiten, ummauerten Kupferkesseln wurde die Farbe aufgelöst und zum Sieden gebracht. In der kochenden Brühe erhielten das Leinen und das gesondert behandelte, für «Kölsch» bestimmte Garn, die vom Kunden gewünschte Farbe. Beides wurde am «Rechen», d. h. an den meterlangen Holzarmen an der heute



noch bestehenden Laube zum Trocknen aufgehängt. Nicht nur einfärbiges Tuch, auch bedrucktes Leinen war in einem kleinen Stübchen, das zudem als Lagerraum und Büro diente, erhältlich. Die Druckstücke sahen aus wie über grosse Stempel. In die Unterseite dieser Holzstempel waren ca. 4 bis 6 cm breite Kupferstreifen eingelassen. Diese Streifen wurden zu einfachen, rechtwinkligen oder ornamentartigen Figuren zurechtgedrückt. Nach dem Eintauchen in den Farbstoff liessen sie sich auf die gebleichte Leinwand übertragen.

Der letzte Kammacher

war Martin Wieser-Nydegger (1821–1903), der von 1847 bis 1899 das Handwerk in seiner Werkstatt im Hause «zum Rütli» an der Vordergasse ausübte. Sein Wanderbuch weist eine achtjährige Gesellenzeit aus. Er war an 28 Arbeitsplätzen in den Kantonen Aargau, Bern, Neuenburg, dann im Elsass, in Bayern und später in der Ostschweiz.

Stellen wir zuerst einmal die Rohmaterialien zu seinem Handwerk zusammen: Buchs- und Ebenholz, die billigen Klauen und Hörner aus unsern Schlachthäusern, das weisse Horn der englischen und das mehrfarbige der ungarischen Ochsen sowie Geweihe von Hirschen, Rehen und Gemsen.

Aus diesen Materialien verfertigte der Kammacher zur Hauptsache Kämme verschiedenster Art: Die spitzzahnigen, zarten Staubkämme gegen Kopfschuppen, die groben Kämme zur Pflege der Pferdemähnen. Aufrechtstehende Schmuckkämme, deren Aussenseite oft künstlerische Ziselierungen aufwiesen, hatten die Haarknoten der Frauen zu stützen. Zu Kämmen wurden nur die hohen Teile des Hornes, die sog. «Hornschröten» verwendet, während aus den Hornspitzen Fingerhüte, Spazierstockgriffe, Nadelbüchslein und Kragenknöpfe entstanden. Neben diesen Dingen verkaufte Wieser auch Brieföffner, zierliche Dosen, Bestecke mit Horngriffen und Schuhlöppel. Ein solcher vom Grossvater herstellter Schuhlöppel wird heute noch von einer betagten Enkelin benutzt. Von den Bauern oft verlangt wurde das für den Wetzstein bestimmte Futterfass. In das weichgekochte Horn wurde, dem Wunsche des Kunden entsprechend, ein vierkantiges oder rundes Holzmodell getrieben und schon war das Futterfass bis auf den noch anzunietenden Henkel gebrauchsfertig.

Die Werkstatteinrichtung eines Kammachers war einfach: Sie enthielt eine kleine Esse mit Blasbalg, eine Kochstelle, eine Werkbank, die sog. «Kluppe», eine Bohrmaschine, Formen und Eisenplatten und eine Pressvorrichtung. Durch Feilen, Hämmern, Hobeln, Sägen, Schneiden und Pressen entstanden unter der geschickten Hand die im Schaufenster zum Verkauf ausgestellten Produkte. Die heute aus modernen Kunststoffen bestehenden Kämme, Brieföffner usw., von

Grossfirmen in maschinell betriebener Pressarbeit zu Tausenden hergestellt, ersetzen die in liebevoller Handarbeit geschaffenen Dinge jener gemütlichen Zeit.

Die Leinenweber

Das letzte Flachsäckerlein, kaum eine Are gross, habe ich im Taufgarten gesehen, kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Wer von uns kennt noch den Werdegang von der ausgerauften Pflanze bis zum fertigen Tuch? Die quadratischen «Roossen» am Widenbach oben, in denen der Flachs unter Wasser eine Art Gärung durchzumachen hatte, sind längst zugeschüttet. Nach dieser Wässerung kam der Flachs in die Handbreche, «Rätsche» genannt. Dabei zerbrachen die ausgedörrten Holzteile in kurze Stücke, zu «Nageln» oder «Schäben». Im nächsten Gerät, in der «Hechel» mit ihren vierkantig geschmiedeten bösen Zähnen, wurden jetzt die langen, zum Spinnen bestimmten Fasern vom kurzen Fasergut, dem «Chuder» oder «Werg» gesondert. Durftest Du noch Deiner Grossmutter zusehen, wie sie, am Fenster sitzend, das Spinnrad trat und aus den feinen Fasern im Spinnrocken das zähe Garn spann? Auch das ist lange her, und über die Begriffe Spülchen, Spule, Webstuhl, Weberschiffchen, Längsfaden, Zettel, Schuss, Kette, Einschlag, Eintrag, Webkante, Bleichen, Appretur usw. muss man sich in der Fachliteratur umsehen.

Unsere ältere Generation erinnert sich noch an die drei letzten Weber : Salomon Köppli (im heute umgebauten Haus «zur Hoffnung»), Georg Ritzmann (Haus Nr. 4 im Winkel) und Wilhelm Spaar (alte Schulgasse Nr. 22). Wie nannte man die in ihren «Webgaden» gewobenen Tücher? Da waren einmal die in langen Bahnen gelieferten Bett-Tücher aus Leinen oder Hanf, rauh und steif wie körniges Packpapier. Besonders gut gesäumt wurden die sog. «Seechttücher». Auf diese schüttete man eine Gelte Holzasche, band die Zipfel übers Kreuz zusammen, legte das Bündel in einen Zuber, goss siedendes Wasser darüber und bereitete so die für den Washtag nötige Lauge. Aus dem zweifach gedrehten Garn entstand der «Zwilch», aus dem dreifachen der «Drilch». Wenn den Verbrauchern das Tuch nach und nach zu einförmig vorkam, gab man dem Längsfaden oder dem Einschlag gefärbtes Garn bei und erhielt so den gestreiften «Kölsch». Die grösste aber dauerhafteste Sorte dieses Tuches war der «Bettelkölsch». Diesen benützte man zum Beziehen der Deckbetten und Kissen der Knechte und Mägde. Wollten die Meistersleute, deren Betten feinere Anzüge aufwiesen, auf diese Weise ihre «gesellschaftlich höhere Klasse» andeuten? — Sehr haltbar waren sie, die Produkte unserer Weber. Man hat mir ein Kissen gezeigt, dessen Anzug im Jahre 1890 von dem bereits erwähnten G. Ritzmann gewoben wurde. Im gleichen Haushalt sind noch Handtücher im Gebrauch — heute zwar dünn und fadenscheinig — die eine

1875 nach Neunkirch einheiratende Frau in ihrer Aussteuer mitgebracht hatte. Heute liegt die Bettwäsche hübsch gebündelt zum Kauf bereit: Das zarte Linnen, leichteres Baumwollgewebe und der mollige Barchent. Die letztern beiden werden wie eh und je fröhlich «Leintücher» genannt, und dank Vaters Geldbeutel ist der Erwerb einer Aussteuer wesentlich leichter als früher, wo sie nur durch fleissige «Hand-Arbeit» zu beschaffen war.

Beim Huf- und Wagenschmied

Die an die nördliche Stadtmauer angebaute flachdachige Huf- und Wagenschmiede betreibt heute in der 3. Generation Erwin Uehlinger-Rahm. Sie wird aber ihrer Geschäftsbezeichnung kaum mehr gerecht. Um 1900 waren noch drei Schmiede vollauf beschäftigt, alle die vielen in der Landwirtschaft gebrauchten Fahrzeuge instand zu halten. Die vom Schmied beschlagenen Teile eines Leiterwagens: Jöchli, Leuse, Vorderwagen mit Deichselarm, die Bremse («Striichi»), das «Rankschiit», der Schemelarm, der mehrfach gebundene Achsenstock, sind Dinge, die die Buben von heute nicht mehr kennen. Seit 1964 ist in der Neunkircher Schmiede kein einziges Wagenrad neu bereift worden. Und es war doch jedesmal so aufregend, wenn die vom Wagner gelieferten 10 bis 12 Räder aus Nussbaum-, Eschen- und Buchenholz an einem Vormittag auf der Zementplatte «abgebunden» wurden. Die Arbeiten des Schmiedes sind jetzt übergegangen an die Mechaniker in den Garagen. Der Schmied musste sich auf Schlosser- und Konstruktionsarbeiten für das Baugewerbe und die Industrie umstellen.

In «guten Zeiten» zählten die schweren Belgier der nahen Sägerei, die knochigen Ackergäule und die nervös tänzelnden «Eidgenossen», rund 180 Pferde, zu den sichern «Kunden» des Schmiedes. Und wenn man weiss, dass jedes Tier im Jahr 4–5 neue Eisen erhält, kann man sich leicht ausrechnen, dass vorwiegend Hufbeschlag das Tagewerk des Schmiedes ausmachte. Wollen wir es den Bauern, die bei Regenwetter die dünnen Eisen ihrer Gäule erneuern liessen, übelnehmen, wenn sie den Heimweg nicht so bald antraten? Es war eine so willkommene Gelegenheit, mit den schon bedienten und den noch wartenden Kunden über Viehpreise, Landkäufe, die schlechten Ernteaussichten und über die lieben Nachbarn dauerhafte Diskussionen zu führen! Die auf der «Schmittebrugg» besprochene Ortspolitik mag vielleicht ebenso befruchtend auf die Verhandlungen in der Gemeindeversammlung gewirkt haben wie jene der Waldarbeiter in der geheizten Forsthütte.

Wenn an einem sonnigen Frühlingstag die mächtigen Linden auf dem Mühligaben ihren betörenden Duft ausströmten und beim Schmied der süßliche «Geruch» verbrannten Hornes aufstieg, trieb ein sanfter Ostwind das seltsame

Gemisch hinunter auf den Schulhausplatz. Nun wusste der hinterste Schüler : «Aha, der Schmied ist mit Hauklinge und Greifzange am Werk !»

Von der Arbeit des Seilers

Julius Wildberger hiess der letzte Seiler in Neunkirch. Im Nebenamt versah er den Dienst des Gemeindeweibels. Er wohnte am «Graben» und besass in der Werkstatt, die jetzt sein Sohn, Herr Robert Wildberger, Sattlermeister, inne hat, ein kleines Lager von Handwerksgeräten und Fertigwaren. Seine Tätigkeit übte er in der «Seilerbahn» aus, unter den mächtigen Linden auf dem ehemaligen Stadtwall, die zusammen mit den schmucken Rosskastanien die Doppelallee bilden. Sein Rohmaterial war aus Italien stammender Hanf, den ihm jeweils ein Vertreter einer Grossfirma vermittelte. Diesen Hanf — er lag während der Arbeit in der geräumigen Tasche seiner Schürze griffbereit — verarbeitete er zu endlosen «Brügiseilen», die vom «Brügihaspel» hoch im First herunterhingen. Daneben entstanden Wagenseile zum Binden der Heufuder. Kurze, wenn man das Heu mit dem Bindbaum (Wiesbomm) band, längere, die man kreuzweise übers Fuder legte und hinten niederschnürte, bis die Welle ächzte. In der Fuhrhalterei waren die am Ende zugespitzten Zugstrangen für das Pferdegespann bekannt. Der Bauer brauchte jedes Jahr eine Anzahl «Hälsinge», im Züribiet «Häslige» genannt. Stets lag ein kleiner Vorrat von Wäscheseilen bereit, ein damals beliebtes Geschenk an Neuvermählte. Seile gleicher Dicke wie die Wäscheseile sandte Wildberger an eine Fabrik im Aargau. Aus diesen entstanden, in Schleifen aneinander gelegt, unverwüstliche Sohlen für die einst so geschätzten «Endefinken».

60 m lang war des Seilers «Werkstatt» unter den Linden. An beiden Enden trugen eingerammte, kräftige Pfosten quadratische Bretter, in die ein mit Haken versehenes Rad eingesteckt werden konnte. Schaut man sich ein Seil genauer an, so bemerkt man, dass es aus vier Hauptstrangen, den vier «Schenkeln» besteht. Diese müssen zuerst einzeln gedreht werden. Für ein fertiges Seil von 30 m Länge werden vier Schenkel von 40 m Länge geflochten, denn soviel verkürzt sich das Ding durch das Zusammendrehen. Der mit Steinen beladene «Karren» (eher ein Schlitten) wurde nachgezogen, sobald der Sohn des Seilers das Rad drehte, während der Vater — rückwärts schreitend — Hanf aus der grünen Schürze zupfte und einen Schenkel anfertigte. Unnötig beizufügen, dass die Arbeit des Seilers immer wieder das Interesse der Jugend erregte, und er oft Mühe hatte, allzu eifrige «Helfer» fernzuhalten.

Heute flattert die Wäsche an farbigen Nylonschnüren ! Zähe Stahlseile laufen an Heuaufzügen und Kranen über die Rollen. Die einst geschätzte Handarbeit des Seilers ist überflüssig geworden.

Albert Deuber †